

Spitzentüchlein, blendend weiss gewaschen

Von Barbara Bürer, Text, und Doris Fanconi Bilder, Sarnen

Nach dem Hochwasser 2005: Noch sind im Frauenkloster St. Andreas in Sarnen die Spuren der Verwüstung sichtbar. Doch die Nonnen ringen dem Unglück auch Gutes ab. Vieles wird erneuert, das Kloster ist offener geworden.

Wenn Schwester Rut-Maria im Kloster durch die Korridore geht, fliegt sie fast. Das schwarze, knöchellange Nonnenkleid flattert. Sie ist quicklebendig, spricht, das R gurgelnd, St. Galler Dialekt. Im weltlichen Leben hiess sie Bernadette Buschor, 36, vor 15 Jahren ins St. Andreas zu Sarnen eingetreten, die Zweitjüngste der insgesamt 14 Benediktinerinnen.

Seit hier am 22. August 2005 das schlamme Hochwasser durch alle Ritzen ins Innere der Kirche und des Klosters drang, selbst in den neu gebauten, unterirdisch gelegenen Schutzraum, und dort einen grossen Teil der bedeutenden Sammlung wertvoller religiöser Kunst verwüstete – seit jenem frühen Morgen, um 4.30 Uhr durch Sirenenalarm aufgeschreckt, ist Schwester Rut-Maria eine Art Sprecherin des Klosters – und Telefonistin, Sekretärin, Ansprechperson für Denkmalschützer sowie sonstige Fachleute und verantwortlich für das Fundraising.

12 Millionen Franken sollen Renovation und Restauration etwa kosten; bis jetzt sind Geldspenden von 3,5 Millionen Franken eingegangen.

Nur langsam ist der Alltag ins Kloster wieder eingeleitet. Der Schreck sitzt noch immer tief. «Die Bilder im Kopf sind so stark, als wäre das Wasser gestern gekommen», erzählt Schwester Rut-Maria. Damals hat manch eine Nonne an Gott gezweifelt, hat, so wie die Alt-Äbtissin Maria Martina, «trübe Fragen» gewälzt, an Gottes Macht gerüttelt, an Gerechtigkeit und Liebe. Auch die jetzige Äbtissin Pia hatte «Herrgott, wo bist du? Hilf doch!» gerufen. Nicht mit Gott hadern, ihn bittend, wissend, dass «gute und schlechte Zeiten» sich abwechseln, auch hier im Kloster.

Die Spuren der Flut: Schwester Rut-Maria zeigt, wo überall das Wasser kniehoch stand, weswegen Holzboden und Täfer herausgerissen werden mussten. Sie geht durchs Krankenzimmer, in dem «gottlob» in jener Nacht keine Mitschwester im Bett gelegen hatte. Geht in die Küche, wo die Hausangestellte Marijana Pavlov gerade die Hackplätzchen in der Bratpfanne wendet, es ist kurz nach elf Uhr – hier musste nicht nur der Bodenbelag ersetzt, sondern auch Herd und Küchenkästchen ausgetauscht werden. Im Speisesaal ist alles, bis auf die Tische, neu. Im Kapitelsaal das Loch im Boden wieder zu, das man gebohrt hatte, um das Wasser aus dem darunter liegenden Kulturschutzraum abzupumpen. Sonst ist in diesem Raum noch nichts gemacht.

Dafür ist in der Schwesternstube alles neu, auch die Stühle, der Tisch, das rote Polster. In der Ecke steht ein Fernseher. Und Rut-Marias dunkle Augen hinter der Brille blitzen auf: Vor ein paar Tagen habe sie ab und zu «e bitzeli» Roger Federer geschaut! Manchmal guckt sie auch Fussball. Schwärmt von der vergangenen WM. Als der FC St. Gallen im Jahr 2000 Meister wurde, sei sie mit dem grün-weißen Fanschal über die Nonnenkutte geschlagen durchs Kloster geeilt.

Die Glocken beginnen zu läuten. 11.30 Uhr. Vor dem Hochwasser war dies der Termin fürs Mittagessen. Als nach der Flut Denkmalschützer, sonstige Fachleute und Handwerker ins Kloster kamen und sich punkt 12 Uhr verpflegten, stellten die Nonnen ihren sonst strikten Tagesablauf um. Sie essen jetzt auch um 12. Um 11.30 Uhr ist das Mittagsgebet in der Kirche.

Sanct Andreas ist ein geschlossenes Kloster. Gebet und Arbeit prägen den Tag. Die Nonnen sind denn auch froh, dass sich die Hektik, die Nervosität jener Monate etwas gelegt hat. Sechsmal am Tag treffen sie sich in den Kirchenbänken; sie beten insgesamt vier bis fünf Stunden. Jetzt mit Singsangstimmen, einzeln, gemeinsam, abwechselnd in Gruppen. Sie sitzen, knien, stehen, und manchmal, im Stehen, beugen sie ihre Köpfe tief auf ihre Gebetsbücher hinab. Hoch über ihnen ist ein Fenster, dahinter ein Zimmer mit Altar. Schwester Michaela sitzt darin; über die Lautsprecher verfolgt sie die Bittgesänge.

Sie ist 93, die Zweitälteste (die Älteste ist 97); klein und zart, oft ist sie müde, auch wollen ihre Beine nicht mehr so recht. Den Gang in dieses Zimmer schafft sie gerade noch. 1942 trat sie ins Kloster ein; sie lächelt, weil das schon so lange zurückliegt. Erzählt, wie stark dieser innere Ruf gewesen sei, der sie «im Herzen» so richtig geplagt habe, «du gehörst ins Kloster, die brauchen dich dort!» – bis sie ihren Beruf als Krankenschwester aufgab.

Damals, 1942, lebten 60 Frauen in der klösterlichen Gemeinschaft. St. Andreas



Schwester Rut-Maria: In den Kisten liegen die Bücher, die gereinigt werden.



Das Mittagessen: Die Nonnen essen still und hören der Vorleserin zu.



Schwester Michaela: Als das Hochwasser kam, betete sie beim Jesuskind.

nennt man noch immer «Unteres Kloster»: Fast fünf Jahrhunderte lang stand es in Engelberg, unterhalb des Männerstifts. 1615 sollte es mit nur noch sieben Nonnen aufgelöst werden, doch die wehrten sich. Es wurde zwar vom Männerkloster getrennt, aber mit Hilfe der Obwaldner Regierung entstand in Sarnen St. Andreas, und die Benediktinerinnen zogen um.

Schon einmal, 1964, erlebte Schwester Michaela eine «Notsituation». Die Erde bebte und zerstörte die Barockkirche. Beim Hochwasser im vergangenen August war sie oben in ihrem Zimmer, konnte nichts tun, ausser beim Sarner Jesuskind zu beten, die berühmt ist als Kraft und Trost spendende Statue. Und zu hoffen, dass sie nicht gar noch evakuiert würde.

Doch sie und fünf weitere Nonnen mussten die Koffer packen. «Wir konnten uns einfach nicht auch noch um die älteren gebrechlichen Mitschwester kümmern», sagt Äbtissin Pia. Schwester Michaela, die während 53 Jahren kaum einen Schritt nach draussen tat, sagt, dass sie das Fortgehen so empfunden habe, als müsste sie «ins Gefängnis». Derart schlimm war es dann auch nicht.

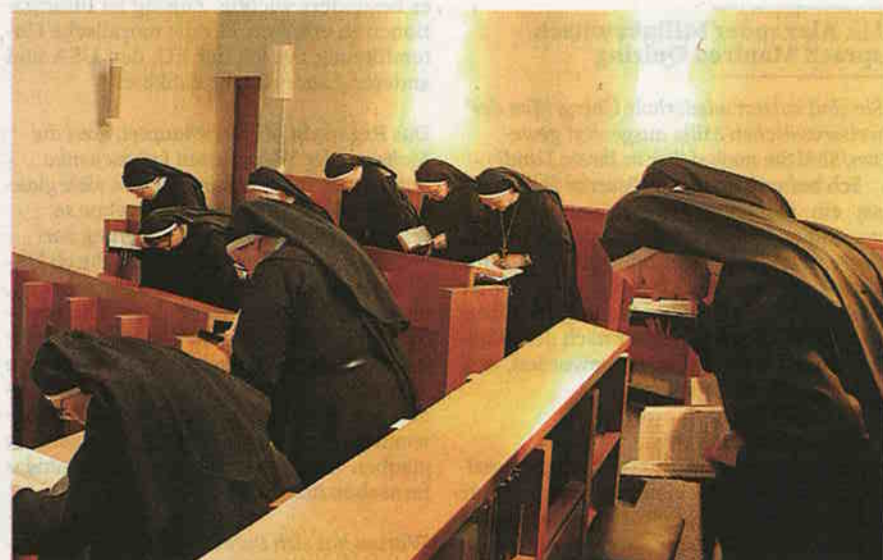
Und die Äbtissin Pia, 63, erzählt, wie die Gemeinschaft in jener schwierigen Zeit «enger zusammengewachsen» sei. Schon räumlich musste man zueinander rücken, man habe vermehrt miteinander gesprochen. «Ich spürte fest, alle haben geholfen, das Unglück gemeinsam zu tragen.» Sie

nennt auch die Solidarität, die von aussen kam. Vielleicht hatte dies alles etwas Gutes: Tore und Türen, die sonst eher verschlossen sind, wurden etwas aufgemacht.

Es ist zwölf. Eine Uhr bimmelt. Die Nonnen, eben von der Kirche gekommen, haben sich im Speisesaal vor den Tischen aufgereiht. Beten ein Vaterunser. Sitzen an die gedeckte Tafel. Heute hat die Äbtissin Dienst. Sie rollt den Wagen mit den Speisen herein. Trägt Suppe auf, danach Salat, ein Kartoffel-Rüben-Gericht, Linsen und die Hackplätzchen. Es gibt Wasser oder Süssmost, und, wer möchte, in den Most hinein ein paar Tropfen Rotwein.

Vorne im Speisesaal, an einem Pultchen mit Mikrofon, sitzt Schwester Maria Bernarda. Sie liest vor aus Briefen ans Kloster, blättert in der «Obwaldner Zeitung», setzt wieder an: Mehr Doris, weniger Blocher; 100 Pneus zerstochen; 100 Container fielen ins Meer; Erdbeben in Indonesien. So ist das jeden Mittag. Horschende Nonnen, die still essen. Rut-Maria flüstert: «Jetzt soll sie doch noch etwas von Fedi vorlesen!»

Nach dem Essen steigt sie in den Keller, öffnet die Panzertür zum Schutzraum, in dem die Kulturgüter gelagert und ausgestellt waren. Er ist leer, neu gestrichen. Noch ist nicht klar, ob die dereinst restaurierte Sammlung hier wieder ihren Platz haben soll – Stichwort: Brand- und Wasserschutz. Die nicht versicherte religiöse



Das Gebet: Sechsmal am Tag treffen sich die Nonnen in der Kirche.



Äbtissin Pia: Die Gemeinschaft ist durchs Unglück enger zusammengerückt.



Das Notenblatt: Das Schlamwasser hat wertvolle Musikstücke beschädigt.

Kunst, ab dem 14. Jahrhundert, lag 72 Stunden im fast zwei Meter hohen Schlammbad. «Das zu sehen, tat im Herzen unendlich weh», sagt Schwester Rut-Maria: Ölbilder hatten sich in Einzelteile aufgelöst, Bücher waren aufgequollen, Musiknoten kaum mehr als solche erkennbar, Textilien und Stickereien verdreckt.

Drei Stockwerke höher, im früheren Sticksaal, nimmt Schwester Ursula Kartonschachteln aus dem Schrank. Darin liegen Spitzentüchlein auf Spitzentüchlein, die für Liturgien verwendet wurden, jedes einzelne kostbar, von Hand gestickt und gehäkelt. «Alles war schmutzig», sagt Schwester Ursula, sie habe Stück um Stück gewaschen, gebügelt, «sehen Sie, wie blendend weiss sie wieder geworden sind.»

Nun kommen die 2500 Bücher dran, die «verhuddlet» wurden: Alte, in Leder gebundene Schriften, die jetzt in engen Kammern auf Büchergestellen stehen, auseinander gerissen, verfärbt, mit Wasserrändern. Oder die wertvolle Musikbibliothek: Etwa 9000 Stimm- und Notenbücher sind in grünen Kisten des Landesmuseums verpackt, in denen einst, so lässt die Aufschrift vermuten, Fleisch gelegen haben muss. Diese Bücher, aus dem Wasser gezogen, notdürftig abgewischt, wurden sofort in ein Tiefkühlhaus gebracht und bei minus 30 Grad eingefroren, später dann dehydriert. Studentinnen einer Berner Fachhochschule sind nun daran, sie fachmännisch zu reinigen.

Treppauf, treppab, hier der Blick in den Kasten, in dem bereits die restaurierten Bilder und Reliquiare aufbewahrt sind; dort das Büro von Schwester Rut-Maria. Ein kleiner Papierberg auf dem Pult. Dankeschreiben, Briefe an Behörden, an Politiker. Rechnungen. Die Spendenliste. Schon ist es halb vier. Vesper. Das vierte Gebet am Tag, und wieder wandeln die Nonnen in die Kirche. Rut-Maria rennt mit den Notenblättern hinüber zur Kirche. Sie ist die Organistin.

Eine ungewöhnliche junge Frau! Die sich dieses «Leben im Gebet» ausgewählt hat, auf der «Suche nach der Wahrheit». Die damals, 1992, hier ankam mit Büchern von Dürrenmatt, Frisch und Borchert. Die auch Krimis liebt. Die sich diesbezüglich etwas angepasst hat und doch eigen geblieben ist. Die sich wieder mehr Ruhe wünscht im Kloster. Und gleichzeitige «diese Öffnung nach aussen», diese «gewisse Flexibilität» mag. Die sagt: «Was hier lebendig wurde, hat auch mit dem Hochwasser zu tun.»

Später am Abend packt sie ihren Rucksack. Nimmt die Computertasche in die Hand. Eilt, nur ein Fleece über das Nonnenkleid geworfen und in Sandalen (trotz Schnee und Kälte!), aus dem Kloster Richtung Bahnhof. Sarnen-Luzern-Freiburg. Schwester Rut-Maria ist eben auch noch Studentin der Theologie. Gar nicht selbstverständlich. Doch auch das hat sie, und so ist sie nun mal, durchgesetzt.